**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

**Herausgeber:** F. Pieth

**Band:** 18 (1867)

**Heft:** 11

**Artikel:** Bilder und Lehren aus dem Leben der Hausthiere

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-727384

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

geführt werden. Das Erfreulichste ist, daß wir hier eine gleichmäßig sich steigernde Zunahme des Großhandels vor Augen haben, die uns einen Begriff gibt von der Bedeutung des besprochenen Erwerbszweiges für unser schweizerisches Vaterland.

---

## Bilder und Lehren aus dem Leben der Hausthiere.

### 1. Hahn und Henne.

(Aus einem Aufsatz von Carl Müller in der Zeitschrift „Die Natur".)

Unter allen Hausthieren sind wohl die Hühner diejenigen, welche das Familienleben in seiner höchsten Vollendung und Reinheit abspiegeln; wie es überall reizend ist, ein so inniges Zusammenleben zu beobachten, so ist es hier um so mehr der Fall, als die Hühner im Reiche der Intelligenz wenigstens nicht in die letzten Reihen gehören. Bei längerer Beobachtung versteht man darum erst in seiner vollen Bedeutung, wie das Hühnergeschlecht dem Menschen allüberall hin als eine Erscheinung folgte, ohne die der häusliche Heerd, namentlich des Landbewohners, einen großen Theil seines idyllischen Charakters einbüßen würde. Ein gewisser philiströser Anstrich ist freilich den Hühnern eigen. In ihrem Leben wickelt ein Tag wie der andere sich ab. Mit ruhigem Gleichmuthe kauern sich alle zusammen in eine Ecke, wenn der Tag frostiger ist als sonst; mit eben so ruhigem Gleichmuthe zerstreuen sie sich in in heitern Stunden, um ihrer täglichen Nahrung nachzugehen. Weit entfernt von dem unruhigen Temperamente der Tauben fühlen sie sich nur wohl in der Nähe des häuslichen Heerdes. Ihr schwerer Flug macht sie in allen Lebensverrichtungen schwerfällig und ängstlich. Die Hühner sind darum auch Phlegmatiker vom reinsten Wasser, deren ganzes Leben auf das Innigste diesem ihrem Körperbaue entspricht. — Ein Vogel, dessen ganzer Bau, dessen Zehen, Beine und Flugorgan ihn nur auf die Erde verweisen, der so ganz nur zum ruhigen Schreiten organisirt ist, der selbst in dieser Eigenschaft doch nur einen ungeschickten, wenn auch schnellen Lauf besizt, — was sollte ein solcher mit einem unruhigen Naturell anfangen? Das würde ein Widerspruch zwischen Temperament und körperlichen Mitteln sein. Dann dürften die Hühner nicht Schreitvögel sein, die, ein Mittelding zwischen den flugbegabten Tauben und den völlig fluglosen Laufvögeln, d. h. Troppen und Straußen, nur halb zum Laufen und halb zum Fliegen eingerichtet sind. Alles verweist die Hühner auf die enge Scholle und zwar auf ein Leben, das man ein kleinliches nennen könnte. Die gewölbten

Scharrnägel an den Zehen prädestiniren sie zu geborenen Kratzfüßlern, die mehr auf Stehen und Scharren angewiesen sind, als auf das Laufen. Ihr scharfes Auge, sowie der krummgebogene Schnabel mit harter Spitze machen sie geschickt, jedes Körnchen, jedes Insekt, jeden Wurm zu erkennen und zu erfassen. Zu einer solchen Lebensweise aber gehört die größte Ruhe, weil sie allein wieder den Fleiß, die Ausdauer bedingt, welche unbedingt dazu nöthig sind, um sich in freier Natur auf eine so kleinliche Art ernähren zu können.

Erst durch eine solche Betrachtung verstehe ich das scheinbar so stupide Leben des Hühnervolkes vor meinem Fenster. Je kleiner seine Lebenssphäre ist, um so leichter eignet sich auch das Huhn zum Hausvogel, um so friedlicher, harmloser muß sich sein Leben abwickeln. Sein Tagewerk ist vollbracht, wenn es nichts mehr zu scharren und aufzupicken gibt; wie der Tag sich neigt, so geht auch seine Lebens-Energie zu Ende und zwar mit einer Pünktlichkeit, die an die Sinnpflanze erinnert. Wie diese im Dämmerlichte augenblicklich ihre Blättchen zusammenfaltet, gleichviel, ob dieses Dämmerlicht vom nahenden Abend, oder von einer sich entwickelnden Sonnenfinsterniß herrührt: so auch das Huhn; und noch überall beobachtete man, daß, wo eine solche Finsterniß eintrat, jede Unterscheidung der Zeit auch bei den Hühnern aufhörte. Sie gehen eben „zu Bett", wenn jene Schatten nahen, welche das Erkennen der winzigen Brosamen erschweren, und erwachen, sobald der erste Morgenschein naht, welchen der Hahn mit lautem Kikeriki verkündet. In dieser Beziehung sind die Hühner wahrhafte Lichtfreunde, die, bei trübem Wetter schläfrig, bei hellem, besonders warmem Wetter, allein ihre volle Energie erlangen; — eine Eigenthümlichkeit, welche vielleicht an ihr ursprüngliches warmes und lichtvolles Vaterland, Indien, zurückerinnert. Man weiß ja, daß unsere alten ächten Haushühner sehr wahrscheinlich von jenem Bankivahahne (Gallus Bankiva) abstammen, den man noch heute, wenn auch selten, von den Sunda-Inseln bis nach Cochinchina wild in den dortigen Waldungen antrifft, daher mag es auch rühren, daß die Hühner ein sehr frostiges Völkchen sind, dem nicht selten in kalten Wintern die Zehen erfrieren und von den Beinen fallen. Aus gleichem Grunde hält die Henne nicht selten ihre Eier in sich zurück bis auf wärmere Tage.

Bei solchen Eigenschaften ist es kein Wunder, daß das ganze Familienleben der Hühner etwas patriarchalisches an sich hat. Alle Energie der Art scheint auf den Hahn übergegangen zu sein. Er ist der Mittelpunkt des Ganzen, der ächte souveräne Patriarch, dessen Willen

Alles blindlings folgt. Schon seine äußere Gestalt hebt ihn über das ganze Volk höchst vortheilhaft empor. Wie kühn ragt doch dieser scharlachgefärbte, keck gezackte Fleischkamm, diese kronenartige Tolle über den Scheitel hinaus! Wie außerordentlich würdevoll hängen diese mächtig entwickelten Kehllappen um den Hals ihres Trägers! Wie schwungvoll-pathethisch erheben sich diese langen Schwanzfedern bogenartig über dem Bürgel! Es ist wahrlich kein Wunder, daß phantastische, abenteuerliche oder kriegerische Menschen diese Federn als Wahrzeichen ihrer innern Natur, die sie dem Hahne in Beziehung auf Kampfeslust oft so nahe stellen, auf dem Hute tragen, und Mephistopheles ohne sie gar nicht mehr denkbar ist. Dazu diese langen Brustfedern, die in den buntesten Farben erglänzend, den Vorderrumpf wie ein kunstvoller Harnisch umgeben; dazu dieser gravitätische Gang wie auf hohem Cothurn, durch welchen bei jedem Schritte majestätisch-nachlässig die ganze Gestalt erzittert; dazu sie stolze Haltung des breiten, hohen, so kräftigen Halses; dazu endlich noch die kräftige charakteristische Stimme; — wessen bedurfte es da noch, um den Hahn in den Augen seiner Hennen zu einem geborenen Herrscher zu machen?

In der That schaltet der Hahn in seinem Reiche als vollendeter Despot. Neben ihm darf kein zweiter sich erkühnen, von einem fremden Hofe auf dem seinigen zu erscheinen. Solche freundschaftliche Besuche benachbarter Herrscher erregen auf alle Fälle seine ganze Eifersucht. Dann ist er vollständig Orientale, ein Pascha mit so und so viel Roßschweifen, jederzeit bereit, für seinen Harem den Kampf aufzunehmen. „Jeder Zoll ein König“ wächst die Gestalt zusehends in Höhe und Breite; das stolze Federkleid erzittert und erhebt sich; Krone und Kehllappen schwellen trotzig an; das Auge erglüht voll Kampfeslust; die scharfen Sporen an den Füßen strotzen; wie der Fuß krampfhaft sich hebt und Gegner den Gegner mit stolzgehobenem Kopfe mißt. Wehe dem Nachbar, der ihm nicht gewachsen wäre! Doch gleichviel, ob der Kampf begann oder unterblieb; der Sieger schreitet stolz, befriedigt einher, ein lautes Kikeriki folgt dem Abziehenden, wie zum Hohne schallend nach.

Gegen seine Damen ist der Hahn im Allgemeinen höchst liebenswürdig und uneigennützig. Unermüdet sucht er nach leckern Bissen, ruft, wenn er sie gefunden, mit lauter Stimme alle seine Lieben herbei und theilt mit ihnen seinen Fund. Ist er gut gelaunt, dann sieht er auch wohl einmal mit leerem Schnabel zu, wie es ihnen schmeckt, oder er schlägt diejenigen herrisch zurück, für welche er den Bissen nicht bestimmt hatte.

In der That, wie es an keinem Hofe an Günstlingen fehlt, so hat auch der Hahn seine Favoritinnen, in deren Nähe er allein sich behaglich fühlt. Für sie kann er wohl auch einmal als Ritter gegen die Hauskatze oder gegen den Haushund eintreten, je nachdem er sich diesen gewachsen fühlt. Stundenlang kann er vor der verschlossenen Stallthüre stehen, wenn eine oder mehrere seiner Lieblingsfrauen beim Eierlegen schmachten. Wie freudig ist dann aber auch das Gekacker, wenn endlich das Ei geboren! Laut kräht es der Hahn in die weite Welt hinaus den Nachbarhöfen zu und wie auf Kommando antwortet das Echo der Nachbarhühner oft plötzlich durch den halben Ort ob der frohen Botschaft. Ganz wüthend dagegen kann der Hahn werden, wenn man den Kopf zur Stallthüre hineinsteckt und sie wieder schließt, weil man noch kein Ei entdecken konnte. Kampflustig sträubt sich auch hier sein Gefieder, der Kamm schwillt hoch in die Luft hinaus, der Wüthende hätte nicht übel Lust, dem die Augen auszuhacken, der ihm seinen Liebling so lange vorenthält. Oeffnet sich aber der Kerker, dann weiß er sich in seiner Freude kaum zu fassen. Kosend führt er die Henne zum Futterplatz, schlägt wahrhaft komische Pirouetten um sie und bleibt für die nächste Zeit ihr treuester Ritter. Sie mit Aufmerksamkeiten überhäufend, wirbt er aufs Neue um ihre Gunst. Dann erst gehen ihre Wege auseinander. Sie, um sich ein behagliches Plätzchen neben der Freundin, vielleicht im warmen Staube oder Sande aufzusuchen, wo sie sich, das Gefieder ausbreitend, den erkalteten Leib wärmt. Er, um neuen Leckerbissen nachzugehen, indem er Erde und Düngerhaufen nach alter Weise aufwühlt, bis auch er endlich sein dolce far niente aufsucht und findet.

Trotz dieser Vorliebe für seine Günstlinge, ist der Hahn doch auch gegen die übrigen Hühner seines Bereiches ein milder Herrscher. Nur, wenn neue Hennen von einem fremden Hofe eingeführt werden, erwacht in ihm die ganze konservative Natur des Hühnergeschlechts. Da kann er selbst gehässig werden, und lange dauert es oft, bevor er die Eindringlinge Theil nehmen läßt an den Privilegien seines Reichs. In dem Falle allein, daß sich diese durch Schönheit, Körperstärke, Gewandtheit und Energie als ebenbürtig erweisen und so ihm imponiren, legt sich allmälig sein Zorn, sonst würden sie auf wenige ruhige Stunden zu rechnen haben. Denn selbst die Hennen sind nicht frei von einer gewissen Eifersucht. Ohne ihrem im Allgemeinen friedlichen Charakter zu nahe treten zu wollen, sind sie doch im Besondern ein unfriedliches Völkchen, neidisch und boshaft. Es ist eben wie in allen Familien: Alles gruppirt sich, wie es sich anzieht, wirklichen

Freundschaften stehen gleiche Feindschaften gegenüber. Am besten kann man das beobachten, wenn die Hühner Abends zur Ruhe auffliegen. Dabei geht es selten ohne Kampf ab. Sie müssen wohl nach Rang und Würde, vielleicht nach Alter und Favoritismus sitzen. Denn wehe der Unglücklichen, die sich erkühnte, einen Platz einzunehmen, der ihr nicht gebührte! Unbarmherzig fallen ihre entrüsteten Nachbarn über sie her und erheben ein wahres Kriegsgeschrei. Kommt die Brutzeit der Hühner, dann hat man Gelegenheit, sie hinwiederum auch in der vollen Glorie ihres Charakters zu beobachten. So wenig kunstgemäß sie ihr Nest sonst zu bereiten wissen, obschon sie dabei höchst wählerisch verfahren, sitzen doch die meisten mit einer Aufopferung und Beharrlichkeit 3 volle Wochen auf ihren Eiern, die schon von jener Mutterliebe zeugt, welche Henne und Küchlein von jeher zu einem so lieben poetischen Bilde gemacht hat.

Die Henne verläßt ihr Nest nur, um die ihr hingestellte Nahrung und einen frischen Trunk zu sich zu nehmen. Macht das ausgebildete Küchlein Anstalt, durch Aufpicken des Eies sich selbst aus seinem engen Behälter zu befreien, dann begrüßt sie das Picken und die erste Oeffnung mit einem freudigen Glucken. Man sieht und fühlt ihr die Mutterfreuden an, wenn nun ein Küchlein nach dem andern seine Eihülle sprengt, um sogleich, nach Art aller Pippel-Vögel, auf die eigenen Füße zu treten. Mit Jubel sammelt sie die Kleinen unter ihre warmen Flügel, bis das Federkleid trocken geworden ist. Doch schon gelüstet es die Küchlein, sich die große Welt zu beschauen, in die sie eben eintraten. Neugierig und verwundert stecken sie die Köpfchen unter den schützenden Flügeldecken hervor, bis sie die Glucke entläßt und zum Futterplatze lockt. Hier zeigt sie ihnen, wie sie die Körnchen aufzupicken haben, indem sie selbst mit dem Schnabel darauf hackt, ohne ein Körnchen zu nehmen. Dann führt sie die Küchlein auch zum Wasser und lehrt ihnen das Trinken und hat die größte Freude an ihren gelehrigen Kindern. Oeffnet sich der jungen Mutter zum erstenmale nach 3 langen Wochen die Thür zur Freiheit wieder, dann lockt sie der warme Sonnenschein mächtig hinaus aus ihrer Zelle. Die Kleinen folgen ihr, fangen an sich selbst schon kleine Leckerbissen aufzupicken, trippeln vergnügt der Mutter nach, fangen an mit einander zu spielen und suchen, wenn sie müde geworden, immer wieder unter den Flügeln Ruhe, und Schutz, der ihnen stets bereitwillig geboten wird. Ein liebliches rührendes Bild. Weder die übrigen Hennen noch der Hahn bekümmern sich aber um die Küchlein anders, als daß sie nach ihnen hacken, wie sie es gegen Kranke und Schwache im Allge-

meinen zu thun pflegen. Der Hahn besonders kann tölpelhaft über ein so kleines Wesen hinwegschreiten und es unter seinen Füßen zertreten, ohne daß er eine besondere Vaterfreude oder Vaterschmerz zeigte. Er ist eben nur der Regent, der Wächter, der sich um solche Bagatellen nicht kümmert. Hätte er, wie es bei den nackt und blind geborenen, hilfsbedürftigen Nesthockern der Fall ist, Vatersorgen, so würde er auch Vaterfreuden kennen. Die Charaktereigenthümlichkeiten hängen eben nur zu sehr mit der Organisation und Entwickelungsweise der Geschöpfe zusammen.

(Schluß folgt.)

---

## Land- und Volkswirthschaftliche Notizen.

1) Ein Brief von Pontresina Dez. 1866, in der Zeitschrift „Zoologischer Garten" abgedruckt, gibt genaueren Bericht über das Verhalten der im Oberengadin eingeführten Rennthiere im ersten Sommer ihres dortigen Aufenthalts. — Ein Auszug hieraus wird auch die Leser des Monatsblattes interessiren. Die Thiere, ein Pärchen, wovon das ausgewachsene Weibchen von Cöln und das jüngere noch unentwickelte Männchen von Paris bezogen wurde, — sind am 29. Juni 1866 in die Alp Rosegg geführt worden. Je näher die Thiere dem Gletscher kamen, desto behaglicher schienen sie sich zu fühlen, da sie munterer und ihre Bewegungen lebhafter wurden. Die Thiere machten sich gleich ans Weiden und nahmen zuerst mit allen Alpenpflanzen vorlieb, sobald sie aber Rennthiermoos aufgefunden hatten, achteten sie der anderen Kräuter wenig und gingen vorzüglich jenem nach. Bei Alp Miraum angelangt, wurden sie ihrer Fesseln entledigt und sprangen sogleich um die Hütte herum, bis der erste Sonnenstrahl sie traf und in die Hütte hineintrieb, wo sie sich an der schattigsten Stelle lagerten. Die Thiere gediehen auf dieser Alp über alle Erwartung gut. Besonders das Männchen entwickelte sich sehr und nahm an Schwere bis auf das doppelte Gewicht zu. Ihre Lebensweise vom 29. Juni bis 10. Sept. war stets die gleiche. Morgens in aller Frühe weideten sie und fraßen Moos und fettes sowohl als saures Gras; sobald die Sonne aufgieng, lagerten sie sich in ihrer Hütte bis gegen Abend, dann gieng es wieder in gestrecktem Trab dem Weidgang zu, wo sie bis in die Nacht hinein blieben. An das in ihrer Nähe weidende Rindvieh gewöhnten sie sich nach und nach. Mit einem Stück Brod wurden sie von ihrem Wärter leicht eingefangen. — Nachkommenschaft ist vorläufig noch keine zu gewärtigen. Nach der Alpentladung gab man